

CLAUDIA SCHMÖLDERS

## Die Stimme des Bösen

Zur Klanggestalt des Dritten Reiches

### I

Wer heute, wie etwa Steven Pinker, mit Leidenschaft von der gesprochenen Sprache redet, gibt sich im medienanalytischen Zeitgeist sozusagen als Raucher zu erkennen, jedenfalls als oral fixiert. Modisch und vielleicht wirklich klug ist es, von Visualität zu schwärmen und das Bild als Medium der progressivsten Kräfte zu proklamieren. Abgesehen davon, daß ohne Sprache kein Mensch mit einem andern Menschen (erst recht mit keinem Tier!) sprechen könnte, schärft der visuelle Furor den Sinn für diese altmodische Art von Kommunikation und die akustischen Valeurs ganz ungemein. So war es schon um 1800, als der physiognomische Taumel Lavaters von den oral ergriffenen Brüdern Grimm und ihrem Hang zur mündlichen Überlieferung konterkariert wurde; so war es auch um 1900, nach der Erfindung des Films, als die Erfindung von Telephon und Phonograph und schließlich Rundfunk die Emphasen der Intellektuellen wie auch der Techniker auf sich zog. Die schwärmerische Einstellung zum akustischen Medium jenseits der Technik ist damals von Medizin und Wissenschaft und Kunst befördert worden; Namen wie Hermann von Helmholtz, Hugo Riemann, Eduard Sievers, Richard Wagner und schließlich auch Sigmund Freud sind damit assoziiert.

Wie steht es heute, wieder hundert Jahre später? Fernsehen und Computer beherrschen die visuelle Szene und fordern nach begeisterter Affektbesetzung. Die Chancen, einen entfremdeten und also vernünftigen Blick auf das akustische Medium zu werfen, selbst das im Dritten Reich, stehen also gut, sind wir doch heute so medienbewußt wie nie.

Denn noch könnte man sich das alles vorstellen oder in Archiven rekonstruieren: das Jaulen der Sirenen, das Explodieren der Bomben, die rauschenden und prasselnden und pfeifenden Feuersbrünste, die dumpf trampelnden Kolonnen auf den Straßen und die singenden Soldaten, die Chöre der HJ und der BDM-Mädels, und über allem die heiser gebrüllten Reden der braunen Führungsschicht in Stadien und Festsälen, im Radio und in der Wochenschau. Und noch ließe sich also nachvollziehen, wie sehr die Schall- und Klangumgebung das Leben unserer Eltern und Großeltern zwischen 1933 und 1945 modelliert haben muß als Zuversicht und Anstrengung, Enttäuschung und Entsetzen. Man möchte meinen: Kaum etwas verrät mehr über die Psyche als das, was sie mit Vorliebe hört oder das, was ihr als hörender angetan wird, denn Hören und Sprechen sind die Medien des menschlichen Verkehrs, weitaus bedrängender und glücklicher als alles, was sich »zeigen« läßt. Und doch hat es fünfzig Jahre gedauert, bis ein deutscher Autor sich eindringlich mit dieser Klanggestalt des Dritten Reiches beschäftigen mochte. Das Buch von Marcel Beyer erschien 1995, unter dem Titel *Flug-*

*bunde*, und konnte erst so spät erscheinen, weil wir erst jetzt das visuelle Medium fast ebenso besinnungslos heiligen, wie damals das akustische geheiligt wurde.<sup>1</sup>

Es geht in dem Roman um die unglaubliche Geschichte eines Akustikers namens Karnau in der Zeit des Dritten Reiches. Dieser Karnau hat einen Beruf und eine wörtlich zu verstehende »Berufung«. Zum einen ist er Techniker und muß für die Beschallung der großen Arenen sorgen, in denen die Naziführer, vor allem Goebbels, ihre Reden halten. Zum andern aber fühlt sich Karnau als Wissenschaftler. Nach Art des Phrenologen Franz Joseph Gall, der um 1800 den Charakter des Menschen am Schädel ablesen wollte, interessiert sich Karnau für die Stimme des Menschen. Er möchte eine Stimmkarte anlegen, die alle menschlichen Laute erfaßt, vor allem aber Klagelaute, Grenzlaute, Geräusche fast schon des Verendens, Übergänge zum Tierlaut. Ein ungeheures Unternehmen, das den Akustiker alsbald mit der Wissenschaft in Verbindung bringt. Gedeckt von dieser Wissenschaft darf er in den vierziger Jahren mit Häftlingen und sonstigem Menschenmaterial Experimente anstellen, die jeden Hauch von dialektgefärbter Menschensprache austreiben sollen, um anschließend den reinen arischen Ausdruck »aufzubauen«. Ein Experiment, das natürlich mißlingt und die Versuchspersonen völlig denaturiert zurückläßt. Sie werden als unbrauchbar ermordet.

Soweit Karnau als Forscher. Als Mensch hat er im Buch von Beyer eine nicht minder schreckliche Laufbahn, denn er wird zum Aufpasser von Goebbels' sechs Kindern bestellt. Und die Kinder, besonders Helga, die älteste, mögen ihn. Jedenfalls erheben sie keinen Einwand, als dieser Karnau im April 1945 zusammen mit Frau Magda ins Schlafzimmer im Führerbunker kommt und alle sechs ermorden hilft.

Eine Erzählung, die dadurch nicht weniger schrecklich wird, daß die Geschichte des Akustikers bei Licht besehen nichts anderes ist als eben die ausgearbeitete, durchphantasierte Geschichte eines Schizophrenen, der nicht nur buchstäblich Stimmen hört, sondern sie geradezu hören will, um sie nämlich aufzuzeichnen, auf schwarze Schellackplatten oder Tonband. Eine akustische Landkarte des Menschenschalls, aus der Hand eines geisteskranken, im übrigen aber befremdlich lyrischen Sadisten.

## II

So grauenvoll dieses Szenarium auch ist, so genau und so symbolisch erfaßt es ein Kernstück des Naziterrors. Wir haben uns daran gewöhnt, die mediale Diktatur des Dritten Reiches in der meisterlichen Beherrschung von visuellen Strategien zu erkennen. Doch dürften viel stärker als die Filme oder Umzüge oder choreographierten Versammlungen die akustische Präsenz und Repräsentanz Hitlers zur Unterwerfung beigetragen haben. Nicht nur *ein* Hörer meinte damals: »Diese Stimme! Ja, diese Stimme! Voll und tönend, mahnend, keinem Deutschen fremd ... Durch die Schar der Jungen und der

---

<sup>1</sup> Marcel Beyer, *Flugbunde*. Frankfurt: Suhrkamp 1995.

Alten geht heißbewegt ein Atmen. Es erfaßt mich wie ein Sturm, seltsam und geheimnisvoll. Eine Macht rührt an die Seele, die uns wehrlos macht.« (1938)

Eben diese Ohnmacht des Ohres, das wir nicht wie die Augen willkürlich schließen können, haben sich die nationalsozialistischen Strategen schon früh zunutze gemacht.<sup>2</sup> Ab 1931 erschienen eigene Zeitschriften mit suggestiven Titeln wie *Rufer und Hörer* oder *Das Innere Reich*. Einer der fanatischsten Hitleranhänger, Eugen Hadamovsky, Reichssendeleiter zwischen 1933 und 1942, gab dabei den Ton an: »Was das Gebäude der Kirche für die Religion, das wird der Rundfunk für den Kult des neuen Staates sein«, hieß es 1934, und die religiöse Anspielung war keineswegs als Aperçu gemeint: »Der Rundfunk ist nun nicht länger im physikalisch-technischen, sondern endlich im geistigen Sinne ›Sendung‹. Jeder Funkschaffende ist Träger nationalsozialistischer Sendung, ein Propagandist und Apostel der Idee«.

Kaum wagt man an Max Weber und dessen Gleichung zwischen Beruf und Berufung in calvinistischer Tradition zu denken, und doch bezog dieser Hadamovsky seine Weisheit aus eben dieser Quelle. Aus den Rufem und Berufenen wurden unterm Druck des Mediums »Sender« mit einer »Sendung«, biblisch überhöht.

Nach der Machtergreifung und mit den Kompetenzen, die Goebbels mitbrachte, überschlug sich die Propaganda. 1935 galt ihr der Rundfunk schon als »geistige Rüstungszentrale der Nation«; 1940 sprach man schlicht vom »Rundfunk als Willen zur Macht«. Ab 1938 wurde systematisch an einer »Neuordnung des Großdeutschen Rundfunks« gearbeitet; die Nachrichtensendungen stetig vermehrt, die Mitarbeiter, jedenfalls die Sprecher und Techniker, reduziert beziehungsweise zur Propagandakompanie abkommandiert. Um die Bevölkerung auf breitester Front zu erreichen, wurde der Preis des sogenannten Volksempfängers um fast das Zehnfache gesenkt, und der Erfolg blieb nicht aus. Um 1933 gab es rund fünf Millionen Hörfunkteilnehmer, 1939 über zehn Millionen, 1943 sechzehn.

Von den Hörspielabteilungen wurden chorische Kultsendungen erwartet. Nicht wenige Autoren beriefen sich dabei auf Wagner und seine Idee vom Gesamtkunstwerk, als dessen Inbegriff schließlich die Übertragung des Reichsparteitages galt, eine »Dramaturgie der Wirklichkeit«, die mit der Idee von Hitler als dem größten deutschen Künstler makaber eingelöst wurde. 1941 eröffnete Robert Ley mit dieser Obsession stimmlich obszön die Bayreuther Kriegsfestspiele.

Die gespenstische Volkstümllichkeit des Mediums ist früh auch Gegenstand sogenannter philosophischer Überlegungen geworden. Richard Kolb, der erste NS-Intendant, entwickelte eine wahre Metaphysik der Hörgemeinschaft, in der er – wie andere Autoren auch – das Urbild der germanischen Volksgemeinschaft sah. Da die Sprecher wie auch die Inhalte des Gesprochenen am Radio unsichtbar bleiben, fand er eine echt metaphysische Dimension im Medium – so als sei der Klang an sich nichts Irdisches oder Sinn-

<sup>2</sup> Vgl. Wolfram Wessels, *Hörspiele im Dritten Reich*. Bonn: Bouvier 1985.

liches oder eben Physisches. Hätte man nicht dieselbe Metaphysik auch der Schrift unterstellen können? Weniger falsch war dagegen die Beobachtung, daß die Hörer zwar in der Regel allein vor dem Radio sitzen, aber in dem, was sie hören, doch Teil einer Gruppe, wenn nicht sogar einer unabsehbaren Menschenmenge sind, woraus sich ein ätherisches Kollektivgefühl ergibt, eine intim vereinzelt Ergriffenheit bei gleichzeitig maßloser Öffentlichkeit: »So kommt über weiteste Entfernungen hinweg eine direkte Verbindung von Mensch zu Mensch auf der geistigen Ebene der Sprache, des Rufens und Verstehens, des Hörens zustande und darüber hinaus läßt sich ein ganzes Volk einschließlich der Volksteile, die in der Welt verstreut zu leben gezwungen sind, im konkreten Erlebnis der Volksgemeinschaft zusammenschließen« (Wolfgang K. Koepen 1934).

Wer nun freilich von diesem vollideologischen Nebel in die akustische Wirklichkeit des Dritten Reiches umschaltet, wird Hans Dieter Schäfers Diagnose vom »gespaltenen Bewußtsein« dieser Zeit bestätigen. Es gab nämlich auch völlig unbeeindruckte Hörer wie etwa Kurt Tucholsky. Am 4. März 1933 berichtete er Walter Hasenclever: »Vorgestern haben wir hier einen Radio installiert und Adof gehört. Lieber Max, das war sehr merkwürdig. Also erst Göring, ein böses, altes blutrünstiges Weib, das kreischte und die Leute richtig zum Mord aufstachelte. Sehr erschreckend und ekelhaft. Dann Göbbeles mit den loichtenden Augen, der zum Vollk sprach, dann Heil und Gebrüll, Kommandos und Musik, riesige Pause, der Führer hat das Wort. Immerhin, da sollte nun also der sprechen, welcher ... ich ging ein paar Meter vom Apparat weg und ich gestehe, ich hörte mit dem ganzen Körper hin. Und dann geschah etwas sehr Merkwürdiges. Dann war nämlich garnichts. Die Stimme ist garnicht so unsympathisch, wie man denken sollte – sie riecht nur etwas nach Hosenboden, nach Mann, unappetitlich, aber sonst gehts. Manchmal überbrüllt er sich, dann kotzt er. Aber sonst: nichts, nichts nichts. Keine Spannung, keine Höhepunkte, er packt mich nicht, ich bin doch schließlich viel zu sehr Artist, um nicht noch selbst in solchem Burschen das Künstlerische zu bewundern, wenn es da wäre. Nichts. Kein Humor, keine Wärme, kein Feuer, nichts. Er sagt auch nichts als die dümmsten Banalitäten, Konklusionen, die keine sind – nichts. Ceterum censeo: ich habe damit nichts zu tun.«

Daß Tucholsky auch später noch so empfunden hat, darf man bezweifeln. Mit geradezu dämonischem Geschick hatte Hitler, der ja sonst nichts konnte, von Anfang an beschlossen, seinen Weg als Volksredner zu machen. Nur so konnte man eine Partei gründen und Anhänger gewinnen. Rückblickend schrieb er in *Mein Kampf*: »Fast immer war es so, daß ich in diesen Jahren vor eine Versammlung von Menschen trat, die an das Gegenteilige von dem glaubten, was ich sagen wollte, und das Gegenteil wollten von dem, was ich glaubte. Dann war es die Aufgabe von zwei Stunden, zwei- bis dreitausend Menschen aus ihrer bisherigen Überzeugung herauszuheben, Schlag um Schlag das Fundament ihrer bisherigen Einsichten zu zertrümmern und sie schließlich hinüberzuleiten auf den Boden unserer Überzeugung und unserer Weltanschauung.«

Den mörderischen Kampf mit einem widerspenstigen Hörer hat Hitler tückisch kultiviert. 1937 entwarf der Rhetorikprofessor Emil Dovifat ein hymnisches Porträt des Redners Hitler, der seine Reden nicht nur mit eindringlichen Gebärden verstärkte, sondern auch mit einem bannenden Blick: »In den gewaltigen Riesenräumen moderner Volkskundgebungen geraten nur die Nächststehenden in den Bann dieses Blickes, aber es ist, als erreiche dieses ruhig schweifende, immer wieder das Gemeinschaftserlebnis Redner-Hörer umfassende Auge auch die letzten Hörer in den höchsten und entferntesten Plätzen, zu denen das Wort nur noch durch den Lautsprecher klingt.«

Auf die Idee, daß dieser weitstrahlende Bann der Augen ausschließlich mit Lautsprechern bewerkstelligt wurde, wollte der Professor hier nicht kommen. Das aber weiß der Akustiker in Marcel Beyers Roman. Die Menschen werden nicht viel von den Reden verstehen, sagt dieser Akustiker. »Doch wird die gigantische Beschallungsanlage ihre Körper in fortwährende Erschütterungen versetzen: Wenn sie nicht den Sinn der Töne auffassen können, so wollen wir ihnen die Eingeweide durchwühlen. Wir steuern die Anlage aus: Die hohen Frequenzen für die Schädelknochen, die niedrigen für den Unterleib. Tief in die Dunkelheit des Bauches sollen die Geräusche reichen.«

Und soweit reichten sie ja auch. Außer den Hitler- und Goebbelsreden dröhnten die »Heilrufe« der begeisterten Massen und ihr Gebrüll durch die deutschen Städte, donnerten die Marschkolonnen durch die Straßen. Während das »Hepp, Hepp« der Judenverfolgung wie eine Pest durch die Gesellschaft zog und das jüdische »Mauscheln« angeprangert wurde, schwärmten die Jugendbünde in Volkslieder- und Wandervogelseligkeit. Waren diese Gesänge das Muster arischer Klangreligion? Gewiß nicht. Bei aller einstudierten Tonseligkeit und akustischen Umhüllung exzellierte das Dritte Reich gerade nicht auf dem Gebiete der Musik. »Die eigentliche, geheime, starke Musik unserer Zeit«, schrieb Prof. Dr. Alfred Lorenz, Dirigent und Musikforscher, Honorarprofessor an der Universität München, Autor vieler Werke über Richard Wagner, 1939 in der *Zeitschrift für Neue Musik*, »lebt noch außerhalb der Tonkunst. Sie klingt im Marschtritt der Regimenter, im Rhythmus der Arbeit, im Dröhnen der Motore und Propeller; sie klingt im endlichen Einklang der deutschen Herzen, im Willen zur Hebung des deutschen Menschen, im Willen zur Macht! Heil unserm Retter und Führer!«

Wie man sieht, entspricht das heimliche Ziel des schizophrener Akustikers Karnau vollkommen diesem Credo, wonach die eigentliche, geheime, starke Musik dieser Zeit außerhalb der Tonkunst lebe. Denn auch die Schallaufnahmen dieses Karnau sollen ja ausdrücklich Grenzlaute dokumentieren, das Schreien und Weinen, die Verzweiflung im Schützengraben wie den letzten Ton der Sterbenden. Das aber war nicht Sache eines Komponisten, sondern Arbeit eines Technikers. Und sicher wäre der Klangraum der Nazizeit zwischen Marschkolonne und Volkslied, Fluglärm und arischem Dreiklang, Bombenterror und Volksrede, aufständischem Flüstern und ebensolchem

Stottern (Werner Fink!) ganz ungenau bezeichnet, wollte man das wichtigste technische Medium dabei vergessen, in dessen Transformation alle genannten Schallfiguren verstärkt und exzessiv zu einem Tonkäfig zusammenschießen konnten: eben das Radio mit all seinen Verführungsmöglichkeiten, aber auch mit seinem schmerzlichen Pausenzeichen »Üb immer Treu und Redlichkeit« und seinen Angeboten widerständiger Information durch die BBC oder andere ausländische Sender.

### III

Wie Hitlers Reden überhaupt, so ist auch deren radiophone Wiedergabe von vielen Hörern erschrocken bis entsetzt kommentiert worden. Unter den Hörern dieser Brüllorgien befand sich seit 1938 auch ein deutscher Autor, dem die menschliche Stimme aus religiösen Gründen buchstäblich heilig war: Theodor Haecker.<sup>3</sup> Aus dem pietistischen Süddeutschland stammend, war Haecker zu Beginn der zwanziger Jahre zum Katholizismus konvertiert, hatte sich als Essayist mit Kierkegaard und dem Kardinal Newman befaßt, schneidende Satiren gegen die Kriegsbegeisterung während des Ersten Weltkriegs, aber auch gegen die jüdische Presse geschrieben. Mitarbeiter von konservativen Zeitschriften wie *Der Brenner* und *Hochland*, verfaßte Haecker 1932 eine vom neuen Regime mißbilligte Schrift über Vergil, worin er einen »wahren« Reichsgedanken gegen das herrschende System propagierte. Obgleich seit 1934 Mitglied der Reichskulturkammer, dann zwei Jahre später auch der Reichsschrifttumskammer, verhängte die Bayrische Politische Polizei ein Redeverbot über ihn. 1938 kam es zu einem Schreibverbot. Haecker gilt heute als einer der geistigen Väter der »Weißen Rose«; ab 1941 war er jedenfalls mit der Familie Scholl befreundet. Er starb 1945.

In seinen Tagebüchern zwischen 1939 und 1945 hat er, wie sonst wohl niemand anders, mit wachsendem Entsetzen ein akustisches Höllenporträt notiert. November 1939: »Ich erschrecke in diesen Tagen über die Fähigkeit der menschlichen Stimme, abgesehen von dem, was sie sagt, allein durch sich selbst, nicht bloß individuell, sondern typisch, repräsentativ, die geistige Ausgestorbenheit eines ganzen Volkes zu verraten, zu verlautbaren, zu proklamieren. Die Stimme des ›Ansagers!‹« November 1940: »›300 000 Kilogramm Bomben prasseln heute auf Birmingham herab‹ läßt heute Herr Goebbels verkünden durch die Stimme des ›Deutschen Senders‹. Aber, meine Damen und Herren, Sie müssen die Stimme hören! Sie haben nicht das doppelte Gehör: Sie hören und Sie hören nicht. Sie wissen nicht, was heute in Deutschland ist, und darum auch nicht, was morgen in Deutschland sein wird. Es ist furchtbar, daß etwas so Vergängliches wie eine menschliche Stimme ausersehen wird, Verkommenheit und Fluch eines Volkes lauter und unmißverständlicher zu offenbaren, als es seine Taten tun! Es scheint so einfach zu sein: du brauchst nur zu hören, und du weißt alles, alles! Aber dieses

<sup>3</sup> Theodor Haecker, *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*. Innsbruck: Haymon 1989.

Volk hört, indem es zuhört, nur seine eigene Stimme, und diese – betet es an.« Januar 1943: »Kundgebung: Nun hört man schon deutlicher das Heulen und Winseln der Dämonen in ihren kraftlosen Phrasen. Es ist das Keuchen der Amokläufer vor dem Ende. Aufforderung zum Haß!«

An diesen Notaten des Theodor Haecker, denen noch viele andere beizufügen wären, ist zweierlei bemerkenswert. Einmal die religiöse Wut, mit der Haecker vor allem die Führerstimme, aber auch die des Ansagers und sonstiger Redner im Radio hört. Er zweifelt nicht daran, daß es die Stimmen des Bösen sind – obgleich der unvoreingenommene Hörer heute gerade diese Ansagen vermutlich ganz besonders kultiviert, von ausgewählten Schauspielern gesprochen finden muß. Ja, selbst die normalen Nachrichten klingen uns heute nicht sonderlich schrill; jedenfalls nicht nach den Aufnahmen, die das Deutsche Rundfunkarchiv in Frankfurt am Main aufbewahrt. Allenfalls die Meldungen aus der Deutschen Wochenschau oder aus Fox' Tönender Wochenschau (die noch bis 1941 gesendet worden ist!) könnten Haeckers physischen Abscheu erklären – aber sie hat er im Tagebuch nicht kommentiert. Vielleicht hatte er den Berliner Langwellensender eingestellt, vielleicht besaß er einfach aber nur einen schlechten Volksempfänger. Doch gingen seine aggressiven Notizen über ein solches technisches Manko weit hinaus. Vermutlich haßte der christliche Autor, der er war, vor allem die zweideutige Rede von der sogenannten »Deutschen Sendung«, weil er mit »Sendung« eben eine christliche Idee verband, welche die Nazis entheiligten. Folgerichtig verlangte er auch einen anderen Ton von den Predigern des heiligen Wortes. April 1940: »Müssen nicht auch die Prediger des Wortes Christi eine andere Stimme bekommen, in einem anderen Tone sprechen? ... ist der heute gültige Stil nicht ein recht verunziertes, blechernes, rostiges Gefäß geworden? Sowohl un- ja widernatürlich, als auch ungeistig. Peinlicher Mißklang, für sich allein schon zum Davonlaufen für einen Menschen des ›Tages‹. Ist nicht eine Korrelation (und welche?) zwischen bösen Worten, falschem Denken, er- und verlogenen Fühlen?«

Daß diese Frage, bezogen auf die Stimmen, zu naiv sei, hat Haecker schnell erkannt. Das sogenannte Böse kann auch sehr schön klingen und umgekehrt das Häßliche sehr gut sein. Wie zur Bestätigung schrieb Haecker gegen Ende seines Lebens einen Essay über den *Buckel Kierkegaards*. Er wollte zeigen, daß ein Mann mit Buckel und kleiner Gestalt dennoch ein überragend reicher Geist sein konnte. Und mit der Stimme stand es eben auch nicht anders. Auch Stimmen können trügen. Das wissen alle Vogelforscher und alle Erotomanen, die sich mit einem Menschen nur der Stimme wegen verabreden. Merkwürdig genug konnte sich Haecker das aber nicht wirklich vorstellen. Offenbar galt ihm das Medium des Gesprächs, die Stimme, mit ihrer überaus langen und würdigen religiösen Tradition, als unantastbar gottgegeben. Die »Stimme des Bösen« müßte doch jeder Fromme klar erkennen können. Und dennoch notiert er schließlich im April 1944 ganz entmutigt: »Es ist ein unheimliches Erlebnis, seine sichersten Erkenntnisse, also das, was man unmittelbar sieht oder hört ... ändern Menschen, auch denen, die man liebt und die nicht dumm sind, einfach nicht mitteilen zu können, weil sie

gar nicht sehen oder hören! Das ist unheimlich und einer der schmerzlichsten und wehesten Zustände. Ich höre etwa in der Stimme des offiziellen Ansagers der deutschen ›Sendung‹ – oh die ominöse Doppeldeutigkeit der Worte! – mit einer absoluten Evidenz, an der ich auch mit dem besten Willen nicht rütteln könnte, den infernalisch stupiden Hochmut, der den Fluch unvermeidlich und freiwillig auf sich zieht, den unheilbaren, den ›heillosen‹ Zustand der Volksseele, *die Gefallen an der Stimme* findet, die mit ihr identisch ist, ohne daß die Besseren es auch nur merken. Manchmal bin ich versucht, Gott zu bitten, mich doch von so wehtuenden Einsichten und so peinigendem geistigem Gehör zu verschonen. Was soll ich tun? Immer wieder versuche ich spontan meine so verzweifelt klare Erkenntnis mitzuteilen, ich zeige sozusagen auf den einfach nicht überhörbaren und mißzuverstehenden Ton, den Ton, der identisch ist mit dem Sinn des Gesagten, und immer werde ich geschlagen von dem Unbegreiflichen, daß der Ton nicht gehört, der Sinn nicht verstanden wird.«

Tatsächlich war Theodor Haecker mit seinen Vermutungen aber gar nicht so alleine, wie er dachte. Auch andere waren überzeugt, daß schon die schiere Erscheinung der Machthaber ihre teuflischen Ambitionen verriete. So etwa sein Freund, der ostelbische Junker Friedrich Percyval Reck-Malleczewen, der schon 1936 in ein ähnlich haßerfülltes Tagebuch notierte: »Letzthin in Seebruck sah ich Herrn Hitler, bewacht von seinen vorausfahrenden Scharfschützen, beschirmt von den Panzerwänden seines Autos, langsam vorübergleiten: versulzt, verschlackt, ein teigiges Mondgesicht, in dem wie Rosinen zwei melancholische Jettaugen stecken. So traurig, so über die Maßen unbedeutend, so tief mißraten, daß noch vor dreißig Jahren, in den trübsten Zeiten des Wilhelminismus, dieses Antlitz schon aus physiognomischen Gründen unmöglich gewesen wäre und, auf einem Ministersessel, sofort die Gehorsamsverweigerung ... nicht der Vortragenden Räte, nein selbst die des Portiers und der Reinemachfrauen zur Folge gehabt hätte.«<sup>4</sup>

Der fromme Haecker sah sich jedenfalls von Gott selber inspiriert, wenn er die »Stimme des Bösen« so eindeutig erkannte und schließlich dingfest machen wollte, kaum anders als der Kriminalphysiognomiker Cesare Lombroso fünfzig Jahre zuvor den »geborenen Verbrecher«, nun aber mit den technischen Mitteln des Akustikers Karnau: »April 1940: Ist es nicht eine Fügung der Vorsehung, daß die Schallplatte erfunden ist für eine Zeit, in der die menschliche Stimme so viel bedeutet und deshalb so viel verrät? An ihren Stimmen sollt ihr sie erkennen! Wie leicht ist einem künftigen Historiker das Urteil gemacht, wenn er nur die Platten zur Verfügung hat und laufen läßt. – Mein Freund, wem (wie wenigen!) ist denn die Gabe gegeben, Stimmen zu erkennen (Karl Kraus besaß sie in eminentem Maße)? Und ob sie gerade den Historikern gegeben ist? Überschätze sie nicht! In der Gegenwart scheint die Gabe nicht weit verbreitet zu sein. Denn wie hätte sonst das alles geschehen können? – Wohl wahr, doch kann und wird die spezifische Krankheit, die auf einer Verkehrung der hierarchischen Ordnung beruht, der

<sup>4</sup> Friedrich Reck, *Tagebuch eines Verzweifelten*. Frankfurt: Eichborn 1993.

Grund für das Auftreten und den Erfolg und das nicht Erkennen dieser Stimmen war – ich sage, diese spezifische Krankheit kann und wird verschwinden (es kann freilich eine andere an ihre Stelle treten) und dann werden plötzlich alle Menschen (also auch die Historiker) *hören* die furchtbare Krankheit und Verworfenheit der Stimmen, ihre Leere, ihre Besessenheit – das ist kein Widerspruch! Die spirituale Dummheit und Stummheit in der Maske des Gebrülls. Glaube nur, es ist ein Akt der Vorsehung, daß es die Schallplatte und die Wachsplatte gibt.«

#### IV

Daß alle Menschen plötzlich »die furchtbare Krankheit und Verworfenheit der Stimmen« hören mögen – dieser fromme Wunsch hat sich, wie wir wissen, bis heute nicht überall erfüllt. Unbeantwortet blieb auch die Frage nach den Hörern, die diesen Stimmen so erschreckend gern gehorchten. Dabei gab es für die akustischen Wahrnehmungen der dreißiger und vierziger Jahre zusätzlich zur allgemeinen politischen Verblendung noch andere, ausgewiesene raffinierte Zurichtungen. Gemeint ist der Kult des Hörens und des Sprachklangs in Philosophie und Sprachwissenschaft unmittelbar vor 1933. Es war ein untergründiger Kultus des Gehorchens. »Die Entdeckung der Schallanalyse«, meinte einer der eifrigsten Schüler des berühmten Linguisten und Schallanalytikers Eduard Sievers, Gunther Ipsen, »ist weit mehr als eine gelehrte Frage: sie ist die Abkehr von der Literatur und die Einkehr der Sprache zu ihrem Ursprung ... Sie ist das Licht, das die Welt erleuchtet, entfacht an der Begegnung zweier Menschen. Sie ist der Klang, der das Menschliche und das Irdische heimlich offenbar in sich birgt. Sie ist lebendiger Geist.«

Von diesem Geist merkt man im Verfolg der programmatischen Schrift *Schallanalytische Versuche* von Gunther Ipsen und Fritz Karg aus dem Jahr 1928 allerdings nicht mehr viel. Die Natur selbst herrscht in der Sache: »Das Sprechen bricht auf im Kreislauf des Atems. Das Individuum greift um sich, tritt aus sich heraus, läßt sich in Andres ein; das Andre hinwider, das empfunden wird, geht in die Leibhaftigkeit des Individuums ein.«

Fast notwendig mündet diese Sprachphilosophie in den Kult dessen, was sie an der Sprache mittels Schallanalyse auch nur entdecken kann: »Die sinnliche Form der Rede, der Fluß ihrer Schwingungen, der Ton und die Farbe ihres Klangs, Nachdruck und Nachhall der Stimme – kurzum die volle sinnliche Gegenwart der Sprache und aller Sinn, den sie verschließt, ertrinken im Atem des Andern, um als Antwort zu erwidern. Diese Weise nennen wir das Vernehmen. Es ist die ursprüngliche Erscheinung, der hohe und reine Fall des sprachlichen Erkennens.«

Diese hochtrabende Philologie wurde womöglich mit Hintergedanken verfaßt. Das Werben fürs Vernehmen bot ja – jenseits aller rein philologischen Absichten – die theoretische Vorarbeit für jene auditive Einstellung, auf die sich Radio und Schallplatte, Mikrofon und Telephon müßten verlassen können. Überall dort, wo die unmittelbare Gegenwart nicht mehr gegeben war, wo also Mimik und Gestik und persönlicher Bezug das Verstehen

nicht mehr unterstützen konnten, mußten die Hörer ja auch mit dem bloßen Klangvernehmen zufrieden sein. Folgerichtig wird das »Vernehmen« ausdrücklich gegen das ordinäre »Verstehen« abgesetzt: »Die übliche und allbekannte Erkenntnisweise sprachlicher Äußerungen nennen wir das Verstehen. Das Verstehen dient der Übereinkunft mehrerer Menschen in einem Dritten, einem Sachverhalt. Dieser ist die Mitte, den die Verstehenden rings umstehn; daran haben alle teil. Das Verstehen ist ein unerfülltes Erkennen.«

Die Schallanalyse dagegen gewährt »erfülltes Erkennen«, denn Schallanalyse ist die Entdeckung einer Sprachwirklichkeit, in der Geist und Materie zur Deckung kommen. Auch der Phonetiker Ipsen verstand sich als Physiognomiker: »Die physiognomische Deutung der Lautung erschließt somit den anthropologischen Gehalt der Sprache; und ohne diesen als ihrer tragenden Schicht wären weder Bedeutung noch Meinung möglich und verbindlich«, schrieb er 1932 in einem Aufsatz der *Zeitschrift für Deutschkunde*.

Was aber heißt »physiognomische Deutung der Lautung«? Es heißt wissenschaftlich genau das, was auch der schizophrene Akustiker Karnau in Beyers Roman treibt: nämlich Analyse der nichtsemantischen Klanganteile mit den Methoden der kartographischen Schädellehre, der Phrenologie, mit den entsprechenden Folgen: »Wer diese Karte aller Stimmfärbungen anlegen will, der darf, wie Gall, sich von den Mitmenschen in seiner Arbeit nicht beirren lassen. Der kann, wie jener Schädelmesser, auch nicht als feige angesehen werden. Der darf selbst die extremsten Äußerungen nicht scheuen, der muß auch dort zur Stelle sein, wo die Gefahren lauern, damit er jeglichen Ton aufzeichnen kann. Der darf auch davor nicht zurückschrecken, daß manche Klänge keineswegs angenehm sind, weder für das Ohr des Hörers noch für denjenigen, der sie hervorbringt. Die Schallquelle, welche in diesem Moment für den Hörer nur genau dies eine sein darf, Schallquelle, nicht etwa ein Mensch mit Schmerzen, dem es zur Hilfe zu eilen gilt.«

Schallquelle, nicht etwa ein Mensch mit Schmerzen, dem man zu Hilfe kommen soll: Gewiß hat der Phonetiker Ipsen diese sadistische Seite seines Unternehmens nicht geahnt. Das hypermenschliche Existentialpathos seiner Sätze verrät aber ein untergründiges Wissen darum. Denn wer sich in die reine Schallanalyse der menschlichen Sprache begibt, muß notwendig auf die gestischen Partikel, auf die Laute des Klagens und Weinens, Schreiens und Lachens, Knurrens und Stöhnens stoßen. Es gibt aber in Ipsens Schallanalyse keinen Hinweis darauf. Eben weil er aus der Schule des Versanalytikers Sievers kommt, ist ihm die gestaltete Dichtersprache selbstverständliches Objekt – und niemand hat ihn offenbar darauf hingewiesen, daß mit »Schall in der Sprache« nicht das laute Vorlesen von Dichtung gemeint sein könne, sondern im Extremfall das Geschrei von Leidenden und Sterbenden.

## V

Das Motiv der unterlassenen Hilfeleistung hat der Autor Beyer mit großem menschlichem Recht zum geheimen Zentrum seiner Klangdiagnose der Nazizeit erhoben. Mit einer diagnostischen Genauigkeit sondergleichen zeich-

net er das deutsche Volk als Hörer hin- und hergerissen zwischen dem tyrannischen Gebrüll des Führers und den Klagelauten derer, die buchstäblich unerhört an der Front, im KZ oder als Versuchskaninchen sterben.

Dahinter steht ein psychiatrischer Befund. Die geschilderte Zerreißprobe entspricht ja dem, was der amerikanische Anthropologe Gregory Bateson als Double bind bezeichnet hat. Er verstand darunter vor allem das Verhalten von Müttern schizophrener Kinder, die diesen mit ihrer Körpersprache und ihren Reden gleichzeitig widersprüchliche Signale von Zuwendung und Abwehr geben. Meist sind die körpersprachlichen Signale negativ, während die verbalen positiv klingen. Im Bereich der Stimme kann beides zusammenfallen; Sätze wie »Ich habe dich doch lieb« können von unsichtbaren Sprechern in gehässigem Ton gesagt werden. Das Kind reagiert darauf verstört; es tötet die Gefühle ab oder zieht sich zumindest affektiv in sich zurück.

Die These von der Entstehung der Schizophrenie aus einem affektiven Streß ist natürlich, vor allem von Genetikern, bestritten worden. Einer der eindrucksvollsten, geradezu kulturwissenschaftlich *avant la lettre* argumentierenden Verteidiger hingegen war der amerikanische Psychiater Julian Jaynes. In den siebziger Jahren veröffentlichte er ein umfangreiches Buch zur Kulturgeschichte der Schizophrenie oder genauer: des Stimmenhörens.<sup>5</sup> Seine These war: Ursprünglich arbeiteten unsere zwei Hirn-Hemisphären weitgehend voneinander unabhängig. Mit der einen – meist der rechten –, haben die Menschen »Stimmen« gehört, und zwar Stimmen ihrer Götter. Mit der andern – also der linken – haben sie selbst gesprochen und gehandelt.

Ohne an Hitler und den Kult der Führerrede im Dritten Reich zu denken, konstatiert Julian Jaynes so etwas wie einen paradiesischen Frühzustand der Menschen unter dem Aspekt der Entscheidungen. Zwar müssen wir, um zu überleben, fortwährend zwischen Alternativen wählen. Wem aber eine Stimme sagt, was er zu tun hat, der ist von diesem Streß befreit. Solange die Götter unmittelbar mit den Menschen zusammenlebten, oder besser: solange die Menschen ihre Anführer als Götter von Angesicht zu Angesicht erleben, geht das auch gut. Erst mit der Erfindung der Schrift ist der entscheidende Schritt zur Pathologisierung der Beziehung getan. Die Macht der Könige erlischt. Die Folge ist, so Jaynes, der »Zusammenbruch der bikameralen Psyche«. Die Menschen werden gezwungen, selbst zu entscheiden, was sie tun müssen; sie werden ihrer selbst bewußt. Sie werden von keiner Stimme mehr geführt und wenn, so wird sie zunehmend als krankhaft erlebt – außer etwa von den Dichtern, die nach wie vor auf ihre Muse hören dürfen.

Schizophrene sind nach dieser Lesart nicht etwa Leute, die Stimmen hören, weil sie verrückt sind, sondern Leute, die in den Zustand der Bikameralität zurückfallen, also in eine archaische Konstitution. Eben weil die Situation des Double bind für das Kind, und natürlich auch für jeden Erwachsenen, eine exemplarische Streßsituation bedeutet, reagiert der archaisch disponierte Mensch mit der Erfindung klarer Stimmen. Meist sagen diese

---

<sup>5</sup> Julian Jaynes, *Die Entstehung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*. Reinbek: Rowohlt 1988.

ihm etwas Strenges, meist verurteilen sie ihn, zuweilen, wie in der Liebe, schmeicheln sie ihm auch – aber egal, sie sagen ihm, woran er ist.

Jaynes hat seine Theorie mit zahlreichen Beispielen aus der Kulturgeschichte beweisen wollen. Gleichviel, ob diese Beweise haltbar sind: Auf die Frage nach der Klanggestalt des Dritten Reiches geben sie eine erstaunliche und bedenkenswerte Antwort. Die »Stimme des Führers«, mit der ganzen Wucht ihrer akustischen Inszenierung, muß die deutsche Bevölkerung in ihrem Weimarer Notstand, mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg im Rücken, in eine archaische Schizophrenie, in eine »Bikameralität« versetzt haben, oder genauer: Die alte kaisertreue Bikameralität wurde von der Weimarer Republik nicht lebenspraktisch genug »zerbrochen«. Auch und gerade ein frommer Mann wie Haecker verhielt sich bikameral, delegierte Urteile und Entscheidungen an Gottes Stimme. Eben deshalb konnte er Hitlers Stimme mit der des Bösen identifizieren, während die breite Masse, das Volk, darin durchaus die Stimme eines andern Gottes zu hören meinte, nämlich die Stimme eines Führers aus der Entscheidungsnot heraus, die Stimme dessen, der wußte und befahl, was zu tun sei.

Auch wenn Jaynes selber seine Theorie nicht auf das Dritte Reich angewandt hat – sie klingt hier geradezu makaber plausibel. Nichts anderes als die bekannte und von den Theoretikern auch oft beschworene Gleichung zwischen Hören und Gehorchen modelliert ja diese ganze diktatorisch aufgeblähte, grausam väterliche Politik der Stimme. Helmut Lethen hat ihre Wirkung auf einen der bekanntesten deutschen Rechtsphilosophen dargelegt.<sup>6</sup> Kein anderer als Carl Schmitt war, seinem Tagebuch nach zu urteilen, von einem exzessiven Phonozentrismus beherrscht: »Auf den 320 Seiten der Aufzeichnungen«, schreibt Lethen, »findet man kaum eine Wiedergabe eines visuellen Eindrucks. Das Tagebuch führt uns in eine Welt akustischer Phänomene, in ein Labor widerhallender Stimmen. Letzten Endes wird sogar die Freund-Feind-Theorie phonetisch begründet.« Nicht, als ob nun Hitler als großer Redner in diesem Labor aufträte; er gilt Schmitt vielmehr als »leerer Schallverstärker«. Den eigentlichen, sozusagen bikameralen Schall erlebt er aber ganz konsequent im Umgang mit dem Gesetz, welches die Binde vor Augen trägt. Denn nicht der Augenschein darf über die rechtskräftige Evidenz entscheiden – also nicht etwa die Filme von Auschwitz –, sondern die »Stimme des Souveräns«, der seinerseits dem tonangebenden Experten sein Ohr leiht. »Im Zentrum von Schmitts akustischem Raum finden wir den Befehl«, sagt Lethen, also die Gleichung von Hören und Gehorchen, die entlastende Schizophrenie, die Ernst Jünger im *Arbeiter* schon so bündig beschrieben hatte: »Gehorsam, das ist die Kunst zu hören, und die Ordnung ist die Bereitschaft für das Wort, die Bereitschaft für den Befehl, der wie ein Blitzstrahl vom Gipfel bis in die Wurzeln führt.«

Es verwundert nicht, in diesem verrückten Stimmenlabor nur Männerstimmen zu finden. Auch Beyer, auch Haecker, auch Jaynes reden nur von männlichen Sprechern. Eine Stimme der Frau gibt es in diesem politischen

<sup>6</sup> Helmut Lethen, *Verhaltensleben der Kälte*. Frankfurt: Suhrkamp 1994.

Raum offenbar sowenig wie eine entsprechende Funktion. Dabei könnte man denken, daß die unmittelbare Erfahrung von stimmlichem Appell und Folgehandlung von niemandem so langwierig eingeübt wird wie von der Frau, die dem Geschrei des Kindes folgt. Anders als die Relation von Befehl und Gehorsam in der Männergruppe, also im Bereich der Produktion, ist dieselbe Relation im Bereich der Reproduktion zwischen Mutter und Kind ein ausgesprochenes Hilfsprogramm. Und anders als die Verweigerung des Gehorsams unter Männern oder auch vor dem Gesetz, ist die Verweigerung der Hilfe am Kind von einer stammesgeschichtlichen Schärfung jenes Organs begleitet, dem philosophisch seit langem akustische Qualität zugeschrieben wird: dem Gewissen, das der Hörenden sagt, was der hilflose Sprecher nicht sagen kann, aber sagen will. (Auch die Idee eines Gewissens, das nicht aus der männlichen Tradition des Freudschen Über-Ich stammt, das bekanntlich nur in Verboten denkt, bedürfte einer Kulturpsychologie nach Jaynes!)

Gemessen an der autoritär hochgezüchteten Entsprechung von Befehl und Gehorsam zwischen 1918 und 1933 wundert es nicht, diese leise Stimme des Gewissens verstummen zu hören. Es verstummt fast in vorausgehendem Gehorsam der konträre, wahrscheinlich mütterliche Teil des akustischen Affekts aus dem philosophischen Raisonement der Epoche, stellvertretend bei Heidegger in *Sein und Zeit*. Zwar kultiviert der Philosoph das Hören als »Vernehmen« genau im Gegensatz zum Sprachwissenschaftler Ipsen, nämlich als Ideal eines qualitativen Vernehmens. Als qualifizierender Faktor tritt ein die »Stimme des Gewissens«, an welcher der Mensch als »eigentlicher« soll vernehmen lernen: »Die eindringlichere Analyse des Gewissens enthüllt es als *Ruf*. Das Rufen ist ein Modus der *Rede* ... Dem Gewissensruf entspricht ein mögliches Hören. Das Anrufverstehen enthüllt sich als *Gewissenhabenwollen*.«

Was aber sagt der Ruf des Gewissens dem Hörenden, was ruft er ihm oder ihr zu? »Streng genommen – nichts. Der Ruf sagt nichts aus, gibt keine Auskunft über Weltereignisse, hat nichts zu erzählen. Am wenigsten strebt er danach, im angerufenen Selbst ein ›Selbstgespräch‹ zu eröffnen. Dem angerufenen Selbst wird ›nichts‹ *zu*-gerufen, sondern es ist *aufgerufen* zu ihm selbst«.

In einem makabren Sinn also wird man die Klanggestalt des Dritten Reiches bezeichnet finden nicht so sehr durch das ungeheure Getöse von Reden und Gebrüll, von Singen und Marschieren, von Bayreuth und Wagner. Bezeichnet wird sie vielmehr durch diese Leerstelle, dieses Schweigen, diese mörderische Pause zwischen Klage und Reaktion, die den gesamten Kult des Vernehmens im akademischen Bezirk als buchstäblich schein-heilige Inszenierung ausweist. Das Gewissen, schrieb Heidegger in einer ihm unerträglich geschwätzig dünkenden Zeit, redet einzig im Modus des Schweigens. Das aber, so wissen wir heute, genügt nicht.